

BIBELTEXTE – NÄHER BETRACHTET

Die Jahreslosung 2000

»Wenn ihr mich von ganzem Herzen suchen werdet, so will ich mich von euch finden lassen« (Jer 29,13-14)

Den Jahreswechsel zum Jahr 2000 hätten wir also geschafft – trotz aller Endzeitstimmung und aller Negativ-Prognosen ist keine der großen Befürchtungen eingetroffen; nicht einmal die Computer, die aus sämtlichen modernen Steuerungen nicht mehr wegzudenken sind, haben ihren Dienst versagt. Weder Strom- noch Heizungs- noch Wasserversorgung wurden unterbrochen – das Leben ging vom Datum völlig unberührt seinen normalen Gang. Aber die Hysterie, die teilweise zuvor hörbar war, ist für mich Ausdruck dafür, daß der Mensch, so weit ihn sein Fortschritt gebracht haben mag, an einer Stelle steht, an der er manchmal nicht mehr weiß, ob das, was er erreicht hat, gut oder schlecht für ihn ist. Das gilt auch für viele andere Bereiche: Atom- und Genforschung, um nur zwei zu nennen.

Für Gott ist neben all der Forschung und Wissenschaft nicht mehr viel Platz – und doch ist (nach »Sex«) »Gott« der zweithäufigste Suchbegriff im Internet. Trotz der großen Errungenschaften der Menschheit ist dem Menschen offensichtlich klar, daß diese für das Heil in der Welt nicht genügen. Es bleiben noch so viele ungestillte Sehnsüchte, für die wir Erfüllung suchen – das galt in jener vorchristlichen Zeit, als der Prophet Jeremia zu dem von Jerusalem nach Babylon verschleppten Volk Israel sprach, ebenso wie am heutigen Tage. Und so können wir als Menschen des 21. Jahrhunderts uns ganz genauso von dieser Verheißung ansprechen lassen, die von der ersten bis zur letzten Seite Gegenstand der Bibel und der christlichen Verkündigung ist: Gott ist uns Menschen zugewandt, und wenn wir ihn von ganzem Herzen suchen, so wird er sich finden lassen. Von ganzem Herzen – ist das eine Einschränkung? Ich glaube nicht, denn wem diese Suche ein elementares Verlangen ist, der ist mit Herz und Hand dabei.

Wie schön, daß uns diese Zusage nicht nur durch das Jahr 2000 begleiten wird!

Karin Klingbeil

UNSERE ZEIT

Das Problem des Schalttages

Kaum sind die Ängste der Menschen über einen Zusammenbruch computergesteuerter Anlagen in der Silvesternacht verklungen, da melden sich schon Stimmen zu einem weiteren Unsicherheitsfaktor in der Computerwelt zu Wort: Haben die Programmierer, denen wir so viele Verbesserungen im Tagesablauf zu verdanken haben, auch berücksichtigt, daß das Jahr 2000 mit dem 29. Februar einen Schalttag aufweist und also 366 Tage lang ist? Oder folgt in den elektronischen Kalendern etwa auf den 28. Februar gleich der 1. März?

Was für eine Frage! wird mancher Leser einwenden, die alte Regel lautet doch, daß alle Jahre, die durch 4 teilbar sind, Schaltjahre sind; also ist auch 2000 ein Schaltjahr. Doch so einfach diese Regel auf den ersten Blick zu sein scheint, ist sie nicht. Denn 1900 zum Beispiel war *kein* Schaltjahr, obwohl es durch 4 teilbar ist.

Das Problem hängt damit zusammen, daß das Jahr nicht ganz genau 365 Tage hat. Bei der Gregorianischen Kalenderreform 1582 wurde die Länge unseres Jahres, also die Zeitspanne, die unsere Erde für einen Umlauf um die Sonne braucht, auf 365,2425 Tage festgelegt. Weil das Jahr also mehr als 365 Tage hat, muß alle vier Jahre ein zusätzlicher Tag eingefügt werden.

Die Auswirkung davon ist, daß das Jahr im Durchschnitt nun 365,25 Tage auf-

weist, was wiederum zuviel des Guten wäre. Dieser Fehler wird dadurch ausgeglichen, daß alle vier Jahrhunderte drei Schalttage ausfallen müssen. Man hat sich darauf geeinigt, daß jeweils der Schalttag eines »Säkularjahres« ausfällt, dessen erste beide Ziffern nicht durch 4 teilbar sind. Säkularjahre sind diejenigen Jahre, deren letzte beide Ziffern Nullen sind. Keine Schaltjahre waren nach dieser Regel 1700, 1800 und 1900, während 2000 wieder eines ist (20 ist durch 4 teilbar).

Durch diese doch recht komplizierte Regel hat man es geschafft, für unsere bürgerliche Zeitrechnung dem Jahr eine durchschnittlich exakte Länge zuzuweisen, auch wenn diese sich nicht in einer vollen Zahl von Tagen ausdrücken läßt. Die dann noch verbleibenden Abweichungen von der wirklichen Jahreslänge sind so gering, daß sie erst in 3333 Jahren auf einen Tag anwachsen, also vorläufig außer acht gelassen werden können.

Die an einem 29. Februar Geborenen können sich also freuen, daß sie nicht acht, sondern nur vier Jahre auf ihren nächsten Geburtstag warten müssen. Peter Lange

Die Beitragsreihe »UNSERE ZEIT« wird in den nächsten »Warte«-Heften mit Betrachtungen zur Zeitrechnung, zu den christlichen Feiertagen und zu Fragen der Zeitmessung fortgesetzt.

Kraft und Mut fürs neue Jahr

Gedanken zur Jahreswende • Brigitte Hoffmann

In allen Kulturen ist das Feiern eines neuen Jahres Ausdruck des Bedürfnisses der Menschen nach einem Neuanfang. Damit bekommt dieses Fest, das ja nicht – wie viele andere Feste – auf ein religiöses Ereignis zurückgeht, eine religiöse Dimension. Es beginnt ein neuer Abschnitt des Lebens und der Zeit, und wir halten inne, um zurück- und vorzuschauen – im Hinblick auf Gott.

Zwei Lieder aus unserem Liedgut können uns dafür ein Beispiel sein: das eine von Paul Gerhardt, das andere von Jochen Klepper. Beide beginnen mit dem Rückblick. Bei Paul Gerhardt heißt es:

»Nun laßt uns gehn und treten
mit Singen und mit Beten
zum Herrn, der unserm Leben
bis hierher Kraft gegeben.«

Singen und beten bedeutet Dank, hier Dank nicht für Glück oder Bewahrung, sondern für Kraft, die Gott uns gegeben hat. Vielleicht haben wir gar nicht den Eindruck, daß wir im vergangenen Jahr so viel, daß wir genügend Kraft gehabt und gezeigt hätten. Vielleicht haben wir auch in manchen Situationen die nötige Kraft aufgebracht, vielleicht sogar manchmal mehr, als wir uns zugetraut hätten.

Aber darum geht es gar nicht. Paul Gerhardt meint etwas anderes. Alles Leben braucht Kraft: die Kraft zum Er-

tragen, die Kraft zum Handeln, die Kraft zum Freuen – auch Freuen braucht Kraft, das merkt man, wenn man sie einmal nicht hat: dann kann man sich auch nicht mehr freuen –; manchmal auch nur die Kraft, die nächste Arbeit anzupacken, der nächsten Begegnung standzuhalten. Und all diese Kraft kommt uns von Gott zu – das ist hier gemeint.

Das entspricht eigentlich nicht unserem Lebensgefühl. Wir neigen dazu, das Durchschnittsmaß an Kraft für selbstverständlich zu halten und das Mehr für besondere Situationen bei uns selbst zu suchen. Ganz falsch ist das nicht, es gehört immer auch eigene Bereitschaft dazu. Aber wer schon einmal Angst gehabt hat, auch das Minimum an Kraft, das man zum Überleben braucht, nicht mehr aufbringen zu können, der weiß, daß wir uns Kraft nicht selber machen können. Und der hat vielleicht auch erlebt, daß sie wieder kommt, plötzlich oder allmählich, vielleicht sogar, ohne daß wir darum gebeten haben.

Ich denke, wir sollten das nicht für selbstverständlich und nicht für einen Zufall halten, sondern wahrnehmen, daß wir beschenkt werden, und dankbar dafür sein.

Wichtiger noch ist mir die Aussage in der ersten Strophe des Liedes von Jochen Klepper:

»Der du die Zeit in Händen hast,
Herr, nimm auch dieses Jahres Last
und wandle sie in Segen.«

»Dieses Jahres Last« – früher hat es mich irritiert, daß hier ein ganzes Jahr nur als Last gesehen wird.

Das Lied ist 1938 entstanden, im Jahr der sich steigernden Kriegsgefahr, der sich steigernden Judenhetze bis hin zum Pogrom – Klepper wird das ganze Jahr als Last empfunden haben. Er hat 1942, zusammen mit seiner jüdischen Frau, Selbstmord begangen. Ob das ein Mangel an Kraft war, oder vielmehr die letzte große Kraft, den einzig menschenwürdigen Ausweg zu wählen – wer will das entscheiden?

Wir leben in einer Zeit, die uns, zumindest von den äußeren Umständen her, weniger Last auferlegt – auch dafür sollten wir dankbar sein. Und doch wird auch für viele von uns das vergangene Jahr Last bedeutet haben: Leid oder Verlust, Krankheit oder Entbehrung, Schuldigwerden oder Versäumnis – manches, was uns bedrückt hat oder noch bedrückt, vielleicht so sehr, daß wir keinen Ausweg sehen.

Und gegen all das steht die Bitte, die Hoffnung: »und wandle es in Segen«. Das ist der Neuanfang, der zur Kernbotschaft des Christentums gehört: weil Gott uns annimmt, können und dürfen wir immer wieder neu anfangen, kann auch aus unseren schlimmen Erfahrungen, aus Schuld und Verlust, neuer Segen wachsen.

Wir dürfen darauf hoffen, daß Gott, der uns bis hierher Kraft gegeben hat, das auch weiterhin tun wird. Manchmal können wir etwas dazu tun, manchmal nicht. Manchmal kommt uns diese Kraft von Menschen – sie kommt deshalb nicht weniger von Gott –: von Menschen, die uns helfen, die uns verzeihen, die uns Freude bringen. Und das heißt, daß manchmal auch wir Freude und Segen an andere weitergeben können.

Das ist tröstlich, und das kann uns Kraft und Mut geben für das neue Jahr und für all das, was es uns an Unbekanntem, Schönem und Schwerem bringen mag.

(aus einer Saal-Ansprache der Tempelgemeinde Stuttgart am 9. Januar 2000)

Woher Templerfamilien stammen

Die Familie Wächter • Martin P. Higgins

Der Name Wächter ist in den Stammbäumen von Templerfamilien nicht besonders groß vertreten. Doch Johann David Wächter (aus Allmersbach) und seine Ehefrau Friederike geb. Hart-

mann (aus Möglingen) gehörten zu den frühesten Tempelanhängern. Sie waren 1865 von Altersberg auf den Kirschenhardthof gezogen. Die Wächter zählten zu jenen Tempelgenera-

tionen, deren Leben durch viel *Not und Tod* gekennzeichnet war.

Im Jahr 1868, als ihr jüngstes Kind, mein Großvater Gottlob Adam Wächter, gerade erst ein Jahr alt war, brachen Johann und Friederike mit ihrer jungen Familie zu einem sechs Wochen dauernden Treck auf, der sie nach Osten durch ganz Europa bis in den fernen Kaukasus – und dort in die neu gegründete Tempelkolonie Orbeljanowka – führte. Meine Phantasie wird stets aufs neue beflügelt, wenn ich mir diese Reise ins Unbekannte vorstelle, die unter den einfachsten Bedingungen von einer Frau mit vier kleinen Kindern, eines davon im Säuglingsalter, unternommen worden war.

Bald nach ihrer Ankunft in Orbeljanowka geschah das Tragische: Friederike starb im Dezember 1869, vermutlich in Folge einer Malaria-Epidemie, die in jenem Jahr die Kolonie erfaßt hatte. Sie war erst 30 Jahre alt. Vier kleine Kinder blieben nun ohne Mutter: Johann (8 Jahre), Friederike (7 Jahre), David (4 Jahre) und Gottlob (2 Jahre). Einige Jahre darauf starb auch der Vater, Johann David, im Alter von nur 39 Jahren. Die mutterlosen Kinder wurden im Waisenhaus der Kolonie aufgezogen. Der Älteste von ihnen, Johann, riß aus dem Waisenhaus aus und verschwand. Man hat nie mehr etwas von ihm gehört.

Mein Großvater Gottlob und seine Schwester Friederike gingen in den 80er Jahren nach Palästina und siedelten sich in Jaffa an. Friederike hei-

ratete Karl Kopp, und sie wanderten 1889 nach Australien aus. Sie lebten zuerst in Richmond und wurden später Weizenfarmer in Peak Hill. Sie müssen wohl die ersten Templer gewesen sein, die in diesem Kontinent Fuß gefaßt haben. Sie ahnten nichts davon, daß ihnen ein halbes Jahrhundert später Hunderte von Templern nachfolgen würden, die zunächst gegen ihren Willen in Australien interniert wurden, aber danach aus freier Entscheidung im Land blieben.

1891 heiratete Gottlob, von Beruf Sattler, Anne Marie Sickinger, Tochter von Jakob Sickinger und Christine geb. Rothacker. Sie lebten auf der Model Farm in Jaffa und hatten zwei Kinder: Frieda (geboren 1892) und Carl (geboren 1894). Als Carl zwei Jahre alt war, wiederholte sich das alte Schicksal: wie sein Vater damals verlor auch er seine Mutter, die im Krankenhaus von Jaffa an einer Krankheit starb. Die zwei kleinen Kinder kamen in die Obhut ihrer Tante Sarah Sickinger, die Eduard Julius Aberle geheiratet hatte. Eine der Krankenschwestern, die Anne Marie auf ihrem Totenbett gepflegt hatte, war Magdalene Barbara Enk, eine Fachkraft aus Niederstetten, die ans Krankenhaus nach Jaffa gekommen war, um dort zu arbeiten. Sie sollte Gottlobs zweite Ehefrau werden. Sie heirateten in Jaffa 1897.

Gottlob zog dann mit seiner neuen Ehefrau und den beiden Kindern Carl und Frieda nach Jerusalem um, wo er

als Sattler Arbeit fand. Hier wurden dem Ehepaar drei Kinder geboren: Sophie, Marie und Luise, meine Mutter. Zehn Jahre lang lebten sie in relativer Ruhe. Doch dann sollte für die Familie erneut eine Leidenszeit beginnen. Sophie und Marie starben beide an Typhus (1915 und 1917). Carl trat ins Deutsche Expeditionskorps ein, wurde im Einsatz verwundet und kam in ein Feldlazarett in Nazareth. Mein Großvater, seine Frau und die ihnen noch verbliebenen zwei Töchter wurden aus ihrem Heim vertrieben und in die Internierung nach Helouan in Ägypten gebracht.

Frieda, die Ältere der beiden Töchter, die sich mit Carl Schmitz aus Leverkusens-Manford, einem Angehörigen des Deutschen Expeditionskorps, verlobt hatte, kehrte 1920 aus Helouan nach Deutschland zurück. Sie heiratete und lebte ziemlich unglücklich für den Rest ihres Lebens in Manford. Sie hatte keine Kinder. Sie sehnte sich immer zurück in das Land ihrer Kindheit und fühlte sich in der neuen Heimat als eine Fremde. Sie sollte Palästina nicht mehr wiedersehen.

Meine Mutter und meine Großeltern wurden von Helouan zusammen mit anderen Internierten zuerst in ein ehemaliges Militärhospital in Shubra, nahe Kairo, gebracht, ehe sie dann schließlich 1920 nach Jerusalem zurückkehren durften.

Mein Onkel Carl war mit dem Expeditionskorps nach Deutschland zurückgekehrt und hatte eine Arbeitsstelle im

Luftfahrtministerium angenommen. Er brachte es bis zum Oberregierungsrat, doch der Krieg brachte seiner Familie Unglück. Sein einziges Kind, Inge, kam bei einem Unfall in Berlin 1941 ums Leben, und Carl wurde als Oberst in Breslau von den Russen gefangengenommen. Er verbrachte lange Jahre in Gefangenschaft, in der er durch Mangelerscheinungen das Sehvermögen auf beiden Augen verlor, und kam erst 1953 als *Spätheimkehrer* zurück. Seine letzten Lebensjahre verbrachte er mit seiner geliebten Ehefrau Bertha in Bad Aibling, wo er 1970 starb.

Doch wieder zurück in den Kaukasus. Dort hatte meines Großvaters Bruder, David, Christine Müller geheiratet. 1896 mußten alle Siedler Orbeljanowka verlassen, weil der Pachtvertrag abgelaufen war und nicht erneuert werden konnte. David und Christine zogen mit ihrer Familie in die neu gegründete Kolonie Romanowka. Sie blieben dort bis 1903, als sie, zusammen mit den Familien Friesen, Sawatzky und Weiss nach Palästina kamen und sich in der neu gegründeten Kolonie Wilhelma niederließen. Sie hatten fünf Kinder: David jun. (der während des Ersten Weltkriegs in Rußland auf tragische Weise ums Leben kam), Nikolai, Kätchen (verheiratete Dreher), Luise (verheiratete Wagner) und Jakob (der Hulda Edelmaier heiratete).

Auf einem in großen Ehren gehaltenen Familienfoto, das 1904 aufgenommen wurde, sind alle Familienangehörigen Davids und meines Großvaters zu

sehen. Man kann die Gefühlsbewegung erahnen, die die beiden Brüder erfüllt haben mußte, als sie sich nach zwanzig Jahren wiedersahen. David wurde mit seiner Familie zwischen 1918 und 1920 ebenfalls in Helouan interniert, sie gehörten aber zu jenen Familien, die 1920 auf dem Frachter »Kypros« der Deutschen Levantelinie nach Deutschland zurückgeführt wurden. Nach einer schweren Reise, die von Krankheit und Entbehrung bestimmt war, erreichten sie Hamburg und wurden von dort nach Bad Mergentheim gebracht, wo man ihnen Zuflucht gewährte. Später durften sie nach Wilhelma zurückkehren.

1921 entschloß sich mein Großvater dazu, nach Wilhelma zu ziehen, um bei seinem Bruder David sein zu können. Er kaufte von Jakob Held ein Stück Land und baute darauf ein Wohnhaus mit angeschlossener Werkstatt für den Betrieb einer Sattlerei. Er lebte dort bis zu seinem Tod 1937.

1939 wurde David mit seiner Familie

erneut interniert, diesmal in Tatura in Victoria, Australien. Die Familie siedelte sich nach dem Krieg in Australien an. Meine verwitwete Großmutter, Magdalene, war während der schweren Kriegsjahre in der Internierung in Wilhelma geblieben. Als wir Palästina 1947 verlassen mußten, war sie zu gebrechlich, um die Reise mitmachen zu können. Sie blieb zurück in der Obhut des Deutschen Hospizes in Jerusalem, wo sie 1948 starb.

Heute stellen Erich und Lilli, Sohn und Tochter von Jakob und Hulda Wächter in Australien, die einzigen Träger des historischen Templernamens Wächter dar, eines Namens, der die ganze Geschichte der Tempelbewegung von ihren Ursprüngen auf dem Kirschenhardthof über die Ansiedlung am Kaukasus bis nach Palästina und letztlich Australien umspannt, über eine Zeit hinweg, deren Geschehnisse von zwei Weltkriegen und zwei Internierungen bestimmt waren.

Paul Sauer – ein Mahner zu Toleranz und Wachsamkeit

Mit diesen Worten betitelte die »Stuttgarter Zeitung« vom 11. Januar 2000 ihren Bericht über die Ehrung Prof. Dr. Paul Sauer mit der Otto-Hirsch-Medaille am Tag davor. In einem feierlichen Festakt im Stuttgarter Rathaus war sie ihm durch den Stuttgarter Oberbürgermeister und die Sprecher der Israelitischen Religionsgemeinschaft und der Gesellschaft für

christlich-jüdische Zusammenarbeit (CJZ) überreicht worden.

Diese Medaille, die 1985 zum hundertsten Geburtstag Otto Hirschs geschaffen worden war, wird seither an Persönlichkeiten verliehen, die sich um die christlich-jüdische Zusammenarbeit verdient gemacht haben. Den Festvortrag bei der ersten Verleihung 1985 hatte Paul Sauer, damals noch

Stellvertretender Leiter des Hauptstaatsarchivs Stuttgart, gehalten. Paul Sauer gab seiner Berührung, daß man ihm jetzt die Medaille zugesprochen hat, mit bewegenden Worten Ausdruck. Für ihn sei Otto Hirsch ein Mensch, den er »wie kaum einen anderen Menschen verehere«, der »menschliche Maßstäbe gesetzt habe, die verpflichtend seien: Niemals dürfen Haß, Gewalt und Menschenverachtung die Oberhand gewinnen«.

Otto Hirsch war von 1914 bis 1919 Rechtsrat der Stadt Stuttgart und danach als Ministerialrat im Innenministerium zusammen mit Otto Konz 1921 Mitbegründer der Neckar-Aktiengesellschaft, die den Neckar kanalisierte. Nicht umsonst tragen die Neckarbrücken bei Obertürkheim seinen Namen. 1933, aus dem Staatsdienst entfernt, da Jude, arbeitete er als geschäftsführender Vorsitzender der Reichsvertretung der Juden in Deutschland. Unter schwierigsten Bedingungen setzte er sich für seine verfolgten Glaubensgenossen ein, die 1933 als Deutsche in Deutschland lebten. Allein in Württemberg seien mehr als 37000 Mitbürger diffamiert, entrechtet und vertrieben, 9000 von ihnen ermordet worden, erinnerte Paul Sauer in seiner Dankesansprache. Am 19. Juni 1941 ist Dr. Otto Hirsch im Konzentrationslager Mauthausen ermordet worden.

In der »Warte« Juli/August 1996 haben wir Leben und Werk von Prof. Paul Sauer, dem ehemaligen Leiter des

Stuttgarter Stadtarchivs, anlässlich seines 65. Geburtstages vorgestellt. Er ist den Templern allein schon durch die beiden Werke »Beilharz-Chronik« und »Uns rief das Heilige Land« wohlvertraut. Doch möchte ich aus aktuellem Anlaß hier auf seine fünfbändige Dokumentation über das Schicksal der badischen und württembergischen Juden in der Zeit des NS-Regimes hinweisen, die als wesentlicher Beitrag von historischem Rang zur deutschen Vergangenheitsbewältigung gilt.

Der Leitende Archivdirektor Dr. Gerhard Taddey, der am 10. Januar die Laudatio auf Paul Sauer hielt, würdigte den Archivar und Historiker in ganz besonderer Weise. Er habe »Marksteine in der Erforschung der Landesgeschichte gesetzt« und eine »hieb- und stichfeste Auswertung unsäglicher Ereignisse geliefert«. Dr. Taddey wies aber auch auf die breite Palette des unermüdlichen Schaffens von Paul Sauer hin, auf dessen »Objektivität, großen Fleiß und immenses Arbeitstempo«. Gerne vernahmen wir in diesem Zusammenhang, daß durch Paul Sauer's Forschungsergebnisse in seinem Werk über die Tempelgesellschaft der »NS-Schatten«, der über den Templern in ihrer Zeit in Palästina liege, eine reale Gewichtung erhalten habe.

Wir beglückwünschen von dieser Stelle aus Prof. Dr. Paul Sauer zu seiner außerordentlichen Ehrung.
Brigitte Kneher

Aus der Fülle unserer Eindrücke

Wie sehr sehne ich mich in diesen dunklen Januartagen hier in Deutschland nach dem weiten blauen Himmel Australiens mit seinen wunderbaren Wolkenformationen. An diesen ständig wechselnden Himmelsbildern konnte ich mich bei unserem Besuch im November nicht sattsehen.

Von Heinz und Heidi Vollmer wurden wir am Flughafen herzlich willkommen geheißen, obwohl ihre Geduld durch unsere fünfstündige Verspätung auf eine harte Probe gestellt worden war. Von den Fotos und Erzählungen unserer Kinder, die Australien schon lange vor uns bereist hatten, war uns nicht alles fremd. Nun setzten sich die vielen kleinen Mosaiksteinchen zu einem anschaulichen Ganzen zusammen.

Untergebracht waren wir in der Gästewohnung der TSA gegenüber der Bayswater-Halle und konnten so »mit einem Blick aus dem Fenster« das Gemeindetreiben verfolgen. Vollmers, die auch gleich nebenan wohnten, kümmerten sich rührend um uns. Es gab kein Problem, für das sie nicht eine Lösung und ihre Hilfe angeboten hätten.

Wir waren vom Herbst in den Frühling gekommen und hatten täglich eine wunderbare Farbenpracht vor Augen. Die Blumen in den Vorgärten der Units beim Altersheim in Bayswater blühten um die Wette. Wir konnten täglich mitverfolgen, wie sie liebevoll gepflegt wurden. Besonders die Terrasse mit

den vielen roten Geranien hatte es mir angetan, die ich vom Küchenfenster aus sehen konnte. Überhaupt scheinen dort die Blumen größer zu wachsen und intensiver zu blühen. Liegt das am Licht und dem weiten Himmel?

Sehr genossen habe ich die wöchentlichen Chorproben. Es ist einfach wunderbar, wenn man durch gemeinsames Üben am Ende zu Harmonie und Einklang miteinander findet. Dann hatte sich alle vorherige Mühe gelohnt. Dies konnte der Chor bei der Gedenkfeier auf dem deutschen Kriegsgräberfriedhof in Tatura am 14. November zeigen. Das war für Ekke und mich ein ganz herausragender Tag. Die Chormitglieder hatten aus ihren Gärten Blumen mitgebracht und schmückten damit jede Grabplatte. Es war sehr heiß, und der Chor stand die ganze Feier über in der prallen Sonne. Begleitet wurden die Sänger vom Templer-Bläserchor.

Der Höhepunkt des Tages kam für uns natürlich, als uns Isolde und Dieter Ruff zum ehemaligen Lagergelände bei Tatura hinausfuhren. Ekke wurde hier geboren, und wir haben ihn einige Zeit allein gelassen, damit er diese Umgebung und Stimmung in sich aufnehmen konnte. In privaten Gesprächen wurde uns später noch viel über die damalige Lagerzeit erzählt.

Ganz ungewohnt und gewöhnungsbedürftig waren für uns die großen Entfernungen. In meinem ganzen Leben bin ich noch nie so viel mit dem Auto unterwegs gewesen, aber anders kommt man

nicht vorwärts. Und für diese vielen Fahrten und Ausflüge zu den schönsten Plätzen können wir uns nicht genug bedanken. Das hatten wir uns nicht träumen lassen, daß wir überall so liebevoll aufgenommen und mit einbezogen würden und so viele sich Zeit für uns nahmen. Das war einfach überwältigend. Habt alle tausend Dank! Wir werden uns noch lange an diese wunderbare Zeit und die wunderbaren Menschen, die wir kennengelernt haben, erinnern.

Monika Tietz

Auf Austausch in Australien

Inzwischen ist es schon wieder einige Wochen her, daß ich von meinem dreimonatigen Austauschaufenthalt in Australien zurückgekehrt bin. Was ich dort erlebt habe, werde ich bestimmt nie vergessen. Alle Leute haben mich sehr herzlich aufgenommen, haben mich immer wieder zu sich nach Hause oder zu Ausflügen eingeladen.

Meine Gastfamilien waren zuerst meine Verwandten Olga und Fritz Kroh und Familie Peter Weller, die ich seit ihrem Deutschlandbesuch kannte, als wir gemeinsam auf einer Familienfreizeit waren. Bei beiden Familien habe ich mich sehr wohl gefühlt, einfach wie zu Hause. So hatte ich gar keine Gelegenheit, Heimweh zu bekommen, was aber auch nicht heißen soll, daß ich meine Lieben zu Hause vergessen hätte.

Was das Gemeindeleben in Australien angeht, habe ich doch weitaus mehr Veranstaltungen miterlebt als erwartet, da es ja nicht die typische Zeit für ein

Austauschprogramm war. Bei dem Darstellungssaal und bei einigen anderen Feierstunden habe ich teilweise auch musikalisch mitgewirkt. Im großen und ganzen war es für mich nicht immer ganz einfach, den Rednern im Saal zu folgen, da sie meistens englisch sprachen, und so gut war mein Englisch leider doch nicht.

Die Mitwirkung der Jugendlichen dort ist nicht so stark ausgeprägt, wie ich immer gedacht habe. Die Jugendgruppe der australischen Gemeinde ist erst vor kurzem aufgelöst worden. Ich denke einfach, daß die Gründe dafür weitgehend dieselben sind wie bei uns hier in Deutschland. Trotzdem bestand für mich die Möglichkeit, mit einigen Jugendlichen zusammenzukommen. So habe ich zum Beispiel mit Veronika Frank zusammen musiziert und mit Alysha Murray, der nächsten Austauschstudentin nach Deutschland, Bekanntschaft gemacht.

Zwischendurch konnte ich auch dank der Tempelgesellschaft einen Alexander-Technik-Kurs besuchen. Dabei geht es um die entspannte Körperhaltung, die auch beim Geigenspiel eine wichtige Voraussetzung ist. Für mich persönlich war es ebenso erfreulich, daß es mir durch das Austauschprogramm möglich war, meine ganze Verwandtschaft wiederzusehen und teilweise sogar erst kennenzulernen.

Zum Schluß möchte ich der Tempelgesellschaft meinen Dank aussprechen, die mir diesen Austausch ermöglicht hat, besonders aber Brigitte Hoffmann und Traude Glenk. Irina Hornung